

doch setzt man dort auch jetzt noch nicht in diesem Falle Herr oder Madame vor dieselben, während in der Stadt genannte Personen sich heutzutage wie Fremde unter einander titulieren.

Statt der Namen Oheim und Tante gebrauchten unsere Vorfahren die Worte: E'm und Me'm, und das Gesinde bediente sich derselben Anrede, welche in seinem Munde Meister und Meisterin bedeutete. Infolge der französischen Herrschaft in unserem Lande und des nachhaltigen französischen Einflusses ward der Gebrauch der beiden Ausdrücke in ersterem Sinne allmählich verdrängt und durch die Fremdwörter Monok und Matant ersetzt. I abei trat nun etwas ganz Eigentümliches zutage. Aus den zwei französischen Wörtern mon oncle, ma tante, die so häufig zusammen ausgesprochen werden, entstand ein einziges Wort, vor welches man dann noch das entsprechende Possessivadjektiv hinzusetzt, welcher Brauch sich bis heute erhalten und auch auf madame ausgedehnt hat. So heißt es also auch noch jetzt: mei Monok; deng Matant; seng Madame.

Derselben Quelle entspringen zahlreiche andere Ausdrücke, wovon ein Teil, es sind mindestens sechzig Wörter von einem tagtäglichen Gebrauch, so tief in unsere Sitten eingedrungen ist; daß sich in unserer Mundart nicht einmal ein Aequivalent dafür gebildet

hat, oder, wenn es bestand, verloren ging. Hierher gehört natürlich vor allem die Bezeichnung der Linge, die uns erst zugleich mit ihrem Namen bekannt wurden; doch ist damit ihre Zahl noch keineswegs erschöpft. Andere Sachen ist es zwar möglich in unserer heimischen Sprache auszudrücken, weshalb denn auch hier die französische Benennung nicht ausschließlich, mitunter aber noch öfters gebraucht wird als jene. Es würde zu weit führen, wollten wir in dieser Hinsicht in größere Einzelheiten eingehen; wir begnügen uns deshalb, aus dieser letzteren Sorte einige der interessantesten Ausdrücke herauszugreifen. Im ganzen Lande sagt man merci, um seine Lankbarkeit zu bezeugen; in den Städten begrüßt man sich einander mit dem Zuruf bonjour, bonsoir, wobei in unserer Aussprache der Nasenlaut gänzlich verschwindet. Auch der Landbewohner kennt diese zwei Fremdwörter, obgleich er sich derselben selten zu Hause bedient; kommt er aber zur Stadt, so wendet er sie sicherlich an, wäre es auch nur, um dort kein Aufsehen zu erregen. Veim Abschiednehmen endlich, was auch wir hiermit für heute tun, wünscht man sich frohes Wiedersehen mit dem Wörtchen arwur, das draußen auf dem Lande arwar ausgesprochen und dort meistens durch den nicht weniger fremdsprachlichen Ausdruck ädi ersetzt wird.

UNSER KRIEGSBROT 1916-1917.

Schon sind fast zehn Jahre seit dem Waffenstillstand verflossen, und manche Unbilden des Krieges sind bereits beinahe vergessen. Es ist gut so, denn wir Luxemburger, die wir im Kriegsfall zwischen unseren beiden großen Nachbarn, stets zwischen L ammer und Amboß sind, haben doch das größte Interesse an einer endgültigen Aussöhnung zwischen Frankreich und Lutschland.

Auf den Krieg selbst wollen wir daher nicht zurückgreifen, wohl aber auf das Kriegsbrot des Kohlrüben- (sprich: Knuppen-) Winters 1916-1917. Erinnern Sie sich noch der unglaublich klebrigen Masse, die man uns damals gegen Brotkarten und relativ gutes Geld abgab? L ieses „Brot“ war die beste Klebmasse, die wir jemals gesehen haben; einmal am Messer angetrocknet, na! dann war es für sehr lange...

Woraus bestand denn diese von der damaligen deutschen Obrigkeit vielgepriesene Volksnahrung?

Mit den Worten: „Das Brot ist sogar sehr gut, nur muß der Bäcker genau wissen, wie er den aus dem Kriegsmehl gewonnenen Teig verarbeitet“, tröstete man uns.

Leider wußte man uns nicht die Adresse eines Bäckermeisters oder Künstlers anzugeben, der aus diesem Mehle ein „bekömmliches“ Brot herzustellen wußte.

Wir vertraten bisher stets die Ansicht, daß die Behörden es niemals wagen würden — solange noch einer von denen leben wird, die von diesem berüchtigten Brote gegessen haben — uns mitzuteilen, aus welchen Bestandteilen das „Mehl“ eigentlich zusammengesetzt war.

Das Einzige, was man als sicher feststellen konnte, das war: Staub und dergleichen; mit Bestimmtheit konnte man wohl kaum behaupten, daß irgend eine Spur von Brotgetreide darin zu entdecken wäre. Aller Wahrscheinlichkeit nach nahm man hierzu alles was sich mahlen läßt, und das ungemahlen als Nahrungsmittel nie hätte angeboten werden können, wie z. B. Eichel, Kastanien usw.

Jetzt, wo wir uns mit allem mehr oder weniger ausgesöhnt haben, könnte man es doch endlich riskieren uns hierüber näher aufzuklären.

Um unsere Zeitgenossen zu trösten, welche wie wir in der Hauptstadt Luxemburg, von diesem Zeug essen mußten, weisen wir an einem beinahe 300 Jahre alten Lokumente nach, daß unsere Verfahren mitunter nicht besser dran waren als wir im letzten Kriege: Im Jahre 1651 hatte man in unserem Lande Brot, das aus einem Gemisch von Eichel Leinsamen, L olzschabel (eine Art Sägemehl) usw. bestand. Unser Land hatte damals auch die Kriegsunbilden so sehr gelitten, daß das Leben fast unerträglich wurde.

Im Jahre 1651 trug eine Vertretung der Stände (Représentation des Etats) der Regierung gegenüber unter anderen folgende Klage vor: „Les charges militaires ont ruiné le peuple au point que, dans beaucoup de localités on a dû faire du pain mélangé de glands, de semence de lin, de râclures, de bois etc.“

Wir rufen daher den in Frage kommenden Behörden zu: „Nur Mut gefaßt! Viel schlimmer als dasjenige vom Jahre 1651 wird unser Kriegsbrot des Winters 1916-1917 wohl auch nicht gewesen sein. Also: „Hieraus mit der Wahrheit!....“



„Ja — Mama Ehrhardt, ich werde kommen, bald und oft...“ Suchend gleitet Frau Merkl's Blick umher, bis er Gloria zwischen den Pfeilern entdeckt.

„Ah — da ist ja Fräulein Gloria!“ Sie schreitet rasch um den Wagen herum auf sie zu, „Ich möchte Ihnen doch auch Lebewohl sagen, liebes Fräulein Sonnenschein!“ Und Gloria's Hände drückend, fügt sie leise hinzu: „Nun, bekomme ich keinen Gruß mit für Fred Lott?“

„Gnädige Frau, Sie kamen mir so gütig entgegen, daß ich den Mut habe, Sie zu bitten, Dr. Lott meinen Aufenthaltsort nicht zu verraten. Es ist besser für ihn.“

„Ja, das kann ich aber leider nicht versprechen, liebes Kind, denn er kennt ihn bereits! Indessen brauchen Sie nichts zu fürchten: Er wird Sie nicht eher aufsuchen, bis Sie selbst ihn rufen!“

„Dann werden wir einander nie wiedersehen!“ sagte Gloria ernst und fest.

Aber Sephine Merkl lächelt nur schalkhaft dazu.

„Wer weiß! Man soll nichts verreden! Bloß so ernst und traurig dürfen Sie dann nicht aus-

sehen, sondern müssen wieder ganz der fröhliche Sonnenschein sein, dessen Bild er unauslöschlich im Herzen trägt!“

Gleich darauf klappt der Wagenschlag zu und knirschend rollt das Gefährt den Kiesweg über die Rampe hinab.

Ehe Gloria ihre Verwirrung über Frau Merkl's letzte Worte noch überwunden hat, schlingt sich Frau Ehrhardt's Arm innig um sie.

„Kommen Sie, Kind, wir wollen nun hinaufgehen und uns von all den Aufregungen dieses Nachmittags ein wenig erholen, wobei Sie uns helfen sollen. Das Wiedersehen mit Frau Merkl hat nämlich meinen Mann und mich sehr bewegt. Sie ist die Tochter meiner liebsten Jugendfreundin und war einst, als unser lieber Sohn noch lebte, wie das Kind im Hause hier. Sein Tod hat uns auch mit ihr die Fühlung verlieren lassen. Aber das wollen wir nun reichlich nachholen. Hat sie Ihnen gefallen?“

„Sehr! Sie scheint außerordentlich gütig und liebenswürdig!“

„Das ist sie immer! Und nun ist sie ganz vereinsamt im Leben, seit ihr Mann und ihr Bruder kürzlich starben. Wir wollen sie darum recht lieb haben, damit sie sich nicht so einsam fühlt. Nicht wahr, Sie werden uns auch dabei helfen?“

„Von Herzen gern. Hat die Dame keine Kinder?“

„Nur einen Stiefsohn, der aber seit jeher seine eigenen Wege ging und bei aller Achtung und äußerlichen Wertschätzung ihr innerlich nie näher trat. So fühlt sich Frau Sephine be-

greiflicherweise nach ihres Mannes Tode doppelt vereinsamt in ihrem Heim.“

„Das ist sehr traurig, und ich begreife, daß Sie das Bedürfnis fühlen, ihr in Ihrem guten liebevollen Herzen Ersatz zu schaffen.“

„Ja — die Einsamen tun sich zusammen im Alter! Aber die rechte Wärme kann nur Jugend ins Leben bringen, und darum sind wir ja froh, daß wir Sie haben und, wie mir mein Mann vorhin glückstrahlend mitteilte, hoffen dürfen, für immer zu behalten!“

30.

Frau Lott ist in äußerster gereizter Laune. Eben kam sie aus der Stadt zurück, wo sie zum drittenmal einen Versuch machte, ihren Schwiegersohn oder dessen Mutter zu sprechen. Abermals vergeblich.

„F err Merkl ist verreist“, heißt es im Bureau. Und: „Die gnädige Frau ist leidend und empfängt nicht“ — in der Villa draußen.

„Es ist impertinent von Otto, mich in dieser Weise zu behandeln!“ sagt die Stadträtin, erregt im Gemach auf und abgehend, zu ihrer Tochter, die angeblich krank im Bette liegt.

„Gut, er ist wütend auf Lich, hat L einen reuligen Brief damit beantwortet, daß er L ir verbot, in sein Haus zurückzukehren, und spielt den gekränkten Ehemann. Das alles ist sein gutes Recht — Dir gegenüber, die Du ja tatsächlich Deine Pflichten in unglaublicher Weise verletzt hast...“

„Das habe ich jetzt aber wirklich schon zur Genüge aus Seinem Munde gehört, Mutter!“

„Weil es auch wahr ist... übrigens wollte ich bloß sagen, daß Otto nicht übelgenommen